Mit Worten verzaubern

Die Wüste hat uns die geheime Farbe der Worte geschenkt. Eine Begegnung mit dem Erzähler Rafik Schami und der Übersetzerin Claudia Ott.

Ich bin froh, dass ich keinen x-beliebigen Namen wie Georg oder Abdullah als Pseudonym genommen habe“, sagt der syrische Erzähler Suheil Fadel, vielmehr bekannt als Rafik Schami. Rafik bedeutet Freund, Genosse oder Wegbegleiter, und Schami heißt Damaszener auf Deutsch, also heißt sein Name „Freund aus Damaskus“. Diesen Namen wählte er schon damals in Damaskus, als er im Untergrund schrieb. Der 75-Jährige grauhaarige Brillenträger mit hoher Stirn wuchs im christlichen Viertel der Altstadt von Damaskus auf. Er trägt einen Schnurrbart. Schamis dunkle Augen haben einen freundlichen Ausdruck, während kleine Falten seine Mundwinkel umspielen. „Damaskus kann man nur lieben, weil sie wie Rom eine Stadt ist, die Fremde immer schnell aufnahm. Und sie hat eine uralte Geschichte, das merkt man an allen Ecken“, sagt er. Sie ermöglicht ein einzigartiges Zusammenleben der Kulturen. Dort leben viele ethnische und religiöse Gemeinschaften wie Juden, Kurden, Griechen, Armenier, Türken, Tscherkessen, Palästinenser, etliche Konfessionen der Muslime und Christen, Jesiden, Drusen und Atheisten zusammen.

Schami lebt seit 1971 in Deutschland. Heute wohnt er mit seiner Ehefrau, der Zeichnerin und Autorin Root Leeb, und seinem Sohn in der Pfalz. Schon immer war er fasziniert davon, wie gute Erzählungen ein Publikum verzaubern können, es zum Lachen oder sogar zum Weinen bringen: „Ich träumte davon, Menschen mit der Schönheit des Wortes zu verzaubern.“ Er sieht den Ursprung der Neigung zum Wort der arabischen Völker in der Wüste. Anders als in Europa, wo das Auge immer angeregt ist und die Hand zur Nachahmung der Natur animiert, ruht das Auge in der Wüste, und die Zunge wird aktiv, um Farben in die Einöde zu bringen. Halb verdurstet und verhungert erzählten die Nomaden von Paradiesen, wo Honig, Milch und Wein fließen. Deshalb hat Schami einmal geschrieben, die Wüste habe uns die geheime Farbe der Worte geschenkt.

Schami ist Erzähler geworden, weil er von den Erzählerinnen und Erzählern im Innenhof fasziniert war, die meist abends wunderbare Geschichten erzählten und ihr Publikum verzauberten, dass gestandene Männer weinten und lachten wie Kinder. „Ich werde nie vergessen, wie eine Frau ihrem heulenden Mann immer wieder sagte: ‚Das ist doch nur eine Geschichte.‘ Und sie selbst weinte leise“, sagt der Autor.

Damaskus ist die Stadt des Jasmins, da es diese Blume dort überall gibt. Die ganze Stadt riecht danach, und es gibt fast kein Haus, wo diese Blume nicht am Balkon oder neben der Haustüre steht. Die alten Häuser erzählen selbst alte Geschichten von den Menschen, die dort früher gelebt haben. Wenn man genau hinschaut, sieht man viele alte Fenster. Auch zwischen den Häusern gibt es sie, also von einem Wohnzimmer zum Wohnzimmer des Nachbarn. Diese Fenster waren von beiden Seiten verschließbar. Wenn sie das Fenster öffnen wollten, haben sie von ihrer Seite aufgeschlossen und geklopft, um mit den

Nachbarn zu tratschen. Eine Straße wurde dadurch wie eine große Familie. Ein anderer Brauch war, dass man volle Teller mit Essen zum Nachbarn gab und ebenso volle Teller mit anderen Speisen zurückbekam.

Rafik Schami ist in Deutschland so beliebt, weil seine Leser und Zuhörer spüren, dass er sie respektiert. „Beim Schreiben drückt sich der Respekt durch solide Recherche des behandelten Themas und eine spannende, intelligent unterhaltende Geschichte aus. Beim mündlichen Erzählen sind die Voraussetzungen für Respekt: gründliche Vorbereitung, ein gutes Gedächtnis und eine gute Stimme. Wer über eine dieser Eigenschaften nicht verfügt, muss nicht mündlich erzählen.“ Mit seinem selbst geschriebenen Lieblingsbuch sei es so wie bei den Kindern: Am meisten liebt er das jüngste Buch, bis es seinen Weg zum Leserpublikum findet. Mehr als 39 Bücher, Theaterstücke und Hörspiele und -bücher hat der deutsch-syrische Schriftsteller mittlerweile verfasst, die in 34 Sprachen erschienen sind.

„Schahrasad, du beste Erzählerin aller Zeiten! Lass uns aufregende Geschichten über Vögel und Tiere hören.“ Davon weiß Claudia Ott, die als Honorarprofessorin an der Georg-August-Universität in Göttingen am Seminar für Arabistik lehrt, interessante Geschichten zu erzählen. Im Gegensatz zu Schami, der seine Geschichten erfindet, übersetzt die 54-Jährige „Schahrasad“, die aus Literatur zitiert, die sie gelesen hat. Sowohl Schami als auch Ott verbindet das Erzählen der Geschichten auf der Bühne, so wie viele Erzähler vor ihnen. Die sympathisch wirkende Frau mit rötlich braunen Haaren, die sie schulterlang trägt, lebt mit ihrer Familie, ihren Hühnern, die sie den „literarischen Hühnerhof“ nennt, und ihrer Katze Cookie in einem 300 Jahre alten Fachwerkhaus, das eine Mischung zwischen den zwei Welten ist, der deutschen und arabischen Welt. Auch dieses Haus erzählt viele Geschichten. Ihr Mann hat viele große Holzregale für sie geschreinert. Die Bibliothek wirkt einladend mit allen Büchern und Bildern, die überall zu sehen sind. Auf ihrem großen Schreibtisch liegen sieben geöffnete Bücher, die sie für ihre Arbeit benutzt, ein Buch, in das sie ihre Übersetzungen mit der Hand schreibt, ihr Notizbuch, ein Lexikon und einzelne alte Blätter arabischer Handschriften. In drei wunderschönen Koranträgern aus Holz mit Intarsien-Einlegearbeiten liegen ein riesiges Lexikon und andere wichtige Literatur, die sie zum Übersetzen braucht.

„Übersetzen ist wie Musik“, erklärt Ott, die auch ausgebildete Musikerin ist, in Kairo das Spiel auf der arabischen Rohrflöte erlernt hat und mit mehreren Ensembles orientalische Musik spielt. „Es ist die Interpretation eines Texts, so wie ein Musiker ein Musikstück interpretiert. Nur dass der Text beim Übersetzen eben in eine andere Sprache umgesetzt wird. Deshalb ist die wichtigste Fähigkeit eines Übersetzers oder einer Übersetzerin, dass er oder sie die eigene Muttersprache, die Zielsprache der Übersetzung, so gut beherrscht, dass ein Stück Literatur entstehen kann, auf demselben literarischen Niveau wie die Vorlage.“

Dass dies bei ihr der Fall ist, hat Claudia Ott schon dreimal meisterhaft bewiesen. Ihre drei Bände „Wie alles begann“, „Das glückliche Ende“ und „Das Buch der Liebe“ sind nicht nur als Welt-Urübersetzungen der ältesten Handschriften von Tausendundeiner Nacht gefeiert worden, sondern auch als Monumente deutschsprachiger Erzählkunst. Bedeutende Schriftsteller der Gegenwart wie Ingo Schulze oder Thomas Lehr, aber auch der Karikaturist Ralf König und andere mehr haben sich von Otts Neuübersetzung inspirieren lassen und dies auch kundgetan, worüber sich die Übersetzerin jedes Mal besonders freut.

Ott ist eine Entdeckerin geblieben. Bei ihren Forschungsarbeiten entdeckte sie als Sensation ein neues Ende der „Tausendundeinen Nacht“ – das glückliche Ende, aufbewahrt unter einem falschen Titel in einer abgelegenen kleinen Bibliothek in der Türkei. „Diese Handschrift war der Wissenschaft eigentlich schon lange bekannt. Es hatte sie nur noch niemand näher angesehen oder gar übersetzt. Dabei enthält sie das bei Weitem schönste, psychologisch interessanteste und spannendste Ende von 1001 Nacht“, erklärt die Wissenschaftlerin. 2010 entdeckte die Arabistin zufällig in einer Ausstellung im Berliner Gropiusbau in einer Vitrine mit Dingen aus Andalusien die bis dahin übersehene 800 Jahre alte Handschrift „Hundertundeine Nacht“ aus den Jahren 1234/35. Sie übersetzte die unbekannte Handschrift der berühmten Märchensammlung. Es war der Schlüssel, nach dem Wissenschaftler lange gesucht hatten. „Hundertundeine Nacht“ und „Tausendundeine Nacht“ existierten nebeneinander, das eine vermutlich eher im Westen, das andere im Osten der arabischen Welt. Beide Werke erzählen Geschichten in einer langen Tradition, die von indischen literarischen Motiven über persische Übersetzungen in die arabische Literatur führt. „1001 und 101 Nacht sind beide Kultbücher der Weltliteratur geworden, weil sie die geheime Kraft kannten, die dem Erzählen innewohnt“, verrät Ott.

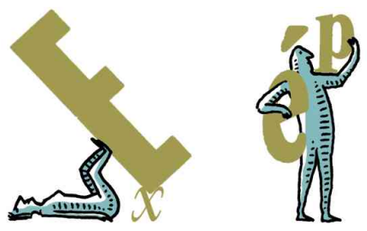
„Es ist die Magie der Spannung, die den ganzen Menschen ergreift, wenn er nicht mehr aufhören kann, zuzuhören, um den Ausgang eines Abenteuers, die Fortsetzung der Geschichte, zu erfahren. Das Erzählen solch spannender Geschichten rettet Schahrasad das Leben, und die zauberhafte Kunst des Erzählens wirkt in den Literaturen aller Welt bis heute!“

Marwa Hobbi, Kantonsschule Trogen

„Dichtet, seid kreativ!“, riet Grass

Die portugiesische Übersetzerin Helena Topa findet kurze Texte besonders schwierig

Von Büchern umgeben, vor dem Laptop sitzend, mit einer Tasse Tee und in der Gesellschaft ihrer Katzen, so arbeitet Helena Topa rund acht Stunden am Tag zu Hause in Porto und schafft in dieser Zeit Weltliteratur, indem sie etwa fünf Seiten deutscher Romane ins Portugiesische übersetzt. „Die deutsche Sprache liegt in mir“, sagt die dunkelhaarige Brillenträgerin mit dem Pixie-Cut und begründet ihre Faszination mit der Anschaulichkeit und Durchsichtigkeit des Deutschen, die man so in anderen Sprachen nicht finde. „Das Wort Schlafanzug sagt mir viel mehr als Pijama.“ Nach dem Abitur an der Deutschen Schule zu Porto hat sie Germanistik und Literatur in Porto studiert, lehrte an der Universität in



Lissabon und promovierte über Elias Canettis Aphorismen, wofür sie auch in München studiert hat. Ferner schloss sie 2009 ihr Studium in Psychologie ab.

Bisher hat die 57-Jährige Aphorismen, Romane, Gedichte und Theaterstücke von rund 40 Autoren, unter ihnen Günter Grass, Elfriede Jelinek, Herta Müller und Franz Kafka, übersetzt. Erst 2006 begann ihre Karriere als Übersetzerin mit dem Werk „Beim Häuten der Zwiebel“ von Günter Grass. Dabei war die autobiographische Aufzeichnung, die Erzählung in der ersten Person, wohl die erste und größte Herausforderung beim Lesen, Deuten und damit Übersetzen dieses Textes. Die Gelegenheit mit Günter Grass persönlich zu reden war ihr hierfür eine große Hilfe.

„Schafft Literatur“, forderte der Nobelpreisträger 2006 bei einem Treffen in Lübeck von den 20 Übersetzern verschiedener Sprachen, von Portugiesisch bis zu Mandarin. Eine Woche lang wurde die Autobiographie mit der Lupe durchgeblättert, Seite für Seite, Zweifel für Zweifel, ein erneutes Häuten der Zwiebel. Der Autor las Passagen „großartig“ laut vor und erinnerte an die Bedeutung des Vorlesens, des Klangs, des Tons, der „Sprachmelodie“ für das Übe0

rsetzen. Helena Topa gibt ihren Neid auf die Kollegen aus Dänemark und den Niederlanden offen zu, die in Sprachen und Realitäten übersetzen, die dem Original nahekommen. Bei ihr blieb besonders Grass’ sowohl fordernde wie großzügige Haltung in Erinnerung. „Lassen Sie sich was einfallen! Dichtet, seid kreativ“, riet er. Wenn er mit Syntax und Vokabular spielt, tut der Übersetzer dasselbe. Wenn der Autor es mit seiner Sprache macht, erwartet er nichts weniger von denen, die ihn übersetzen. Die Ratschläge von Grass übernahm sie, sodass sie ihre fertigen Werke immer mindestens einmal im Ganzen laut vorliest. Außerdem helfen „Live-Übersetzungen“. Da lehrt Topa Studenten oder andere Interessierte, wie sie ein Werk durcharbeitet und übersetzt. Der Originaltext wird links von der Übersetzung in eine Leinwand projiziert, sie liest beide Fassungen vor und erklärt die Wahl bestimmter Wörter, Ausdrücke und Satzbauen. Trotzdem fallen ihr manchmal die „richtigen Worte“ erst zwei Tage oder zwei Wochen später ein.

Ihr zweites Werk war eine der größten Herausforderungen ihrer Karriere. João Barrento, ein Preisträger für Übersetzungen, Aufsätze und Chroniken, „schenkte“ ihr aus Zeitmangel seinen Auftrag, Günter Grass’ „Die Blechtrommel“ zu übersetzen. Diese Veröffentlichung sollte den 50. Jahrestag der ersten portugiesischen Übersetzung des Werks feiern. In den 18 Monaten Arbeit hat sie die deutsche und die erste portugiesische Fassung mehrmals gelesen, und ihr fiel etwas auf, was noch keiner angesprochen hatte. Bei der Beschreibung einer Statue einer Kirche stand in einem Kapitel, dass Jesus auf dem rechten Bein von Maria lag, und einige Kapitel später sollte er auf dem linken Bein liegen. Als sie Grass fragte, ob es ein Fehler oder ein Spiel beabsichtigt sei, habe er gesagt: „Das sollen Sie selbst lösen.“

Man könnte glauben, die größte Schwierigkeit läge bei seltsamen Wörtern und langen zusammengesetzten Wortgebilden, aber Topa sagt, das Gegenteil sei der Fall. Oft fielen ihr die Partikel wie „wohl, mal“, die Jugendsprache und Fachvokabular, wie zum Beispiel die quantenphysikalischen Begriffe, die sie beim Briefwechsel Einsteins und Marx Borns übersetzen musste, am schwersten. „Kurze Texte wie Aphorismen und Gedichte sind besonders schwierig, weil da viel um das Wort herumgearbeitet wird.“ Es sei auch kompliziert, die von den Lebenserfahrungen des Autors geprägten Charakterzüge der Figuren zu erhalten. Besonders die umstrittenen Werke von Grass verlangten Sensibilität.

Topas Motivation liegt bestimmt nicht am Honorar. Für eine der fünf täglichen Normseiten mit 1800 Zeichen bekommt sie zehn Euro. Helena Topa liebt Literatur und weiß, wie wichtig ihre Arbeit für die Welt ist. „Der Autor schafft mit seiner Sprache Nationalliteratur, die Übersetzer schaffen Weltliteratur“, schreibt der portugiesische Nobelpreisträger José Saramago.

Sofia Pinho, Deutsche Schule zu Porto

Frankfurter Allgemeine
ZEITUNG IN DER SCHULE

Verantwortlich: Dr. Ursula Kals

Pädagogische Betreuung:
IZOP-Institut zur Objektivierung
von Lern- und Prüfungsverfahren, Aachen
Ansprechpartner:
Norbert Delhey

An dem Projekt „Jugend schreibt“ nehmen teil:

Aachen, Inda-Gymnasium, Kaiser-Karls-Gymnasium, St. Ursula Gymnasium ● Annaberg-Buchholz, Berufl. Schulzentrum f. Ernähr., Techn. u. Wirtsch. des Erzgebirgskreises ● Aschaffenburg, Friedrich-Dessauer-Gymnasium, Karl-Theodor-v.-Dalberg-Gymnasium ● Bad Bergzabern, Gymnasium im Alfred-Grosser-Schulzentrum ● Bad Pyrmont, Humboldt-Gymnasium ● Barsinghausen, Hannah-Arendt-Gymnasium ● Berlin, Anna-Lindh-Schule, Eckener-Gymnasium, Georg-Herwegh-Gymnasium, Katholische Schule Liebfrauen, Paavo-Nurmi-Grundschule, Schadow-Gymnasium ● Bielefeld, Brackweder Gymnasium ● Braunschweig, Wilhelm-Gymnasium ● Celle, Hermann-Billung-Gymnasium Cottbus, Pücklergymnasium ● Delmenhorst, Max-Planck-Gymnasium ● Dresden, Romain-Rolland-Gymnasium ● Emden, Berufsbildende Schulen I ● Erkelenz, Cusanus-Gymnasium ● Flensburg, Eckener-Schule ● Frankfurt am Main, Helene-Lange-Schule, Ziehen-Schule ● Freiburg, Droste-Hülshoff-Gymnasium ● Fulda, Marienschule (Gym. für Mädchen) ● Germersheim, Johann-Wolfgang-Goethe-Gymnasium ● Gießen, August-Hermann-Francke-Schule ● Hamburg, Ebert-Gymnasium, Gymnasium Eppeldorf, Gymnasium Ohmoor, Heilwig-Gymnasium ● Herxheim, Pamina-Schulzentrum ● Heubach, Rosenstein-Gymnasium ● Hofgeismar, Albert-Schweitzer-Schule ● Hohen Neuendorf, Marie-Curie-Gymnasium ● Kaarst, Georg-Büchner-Gymnasium ● Karlsruhe, Akademie für Kommunikation Karlsruhe, Tulla-Realschule ● Kenzingen, Gymnasium ● Kiel, RBZ Wirtschaft ● Köln, Elisabeth-von-Thüringen-Gymnasium ● Krefeld, Gymnasium am Moltkeplatz ● Kreuzlingen (Schweiz), Kantonsschule Kreuzlingen ● Landau/Pfalz, Otto-Hahn-Gymnasium ● Leipzig, DPFA Schule gGmbH Bildungsstätte Leipzig, Fachschule für Sozialwesen, Thomasschule zu Leipzig ● Lilienthal, Gymnasium Lilienthal ● Linz am Rhein, Martinus-Gymnasium ● Ludwigsburg, Goethe-Gymnasium ● Lunzenau, Evangelische Oberschule Lunzenau ● Mannheim, IG Mannheim-Herzogenried ● Markkleeberg, Rudolf-Hildebrand-Schule ● Mayen, Megina-Gymnasium ● Moers, Gymnasium in den Filder Benden ● Mühlhausen, Berufsschulcampus Unstrut-Hainich ● Mühlheim am Main, Friedrich-Ebert-Gymnasium ● München, Asam-Gymnasium ● Münnerstadt, Johann-Philipp-von-Schönborn-Gymnasium ● Nürnberg, Johannes-Scharrer-Gymnasium ● Öhringen, Richard-von-Weizsäcker-Schule ● Portugal, Deutsche Schule zu Porto ● Ptuj (Slowenien), Jugendzentrum/CID ● Riedlingen, Kreisgymnasium ● Rodewisch, Johann-Heinrich-Pestalozzi-Gymnasium ● Rosenheim, Staatl. Karolinen-Gymnasium ● Saarbrücken, Gemeinschaftsschule Saarbrücken-Dudweiler, Gymnasium am Schloss ● Schorndorf, Johann-Philipp-Palm-Schule ● Schwanewede, Waldschule ● Schweinfurt, Celtis-Gymnasium ● Schwetzingen, Carl-Theodor-Schule ● Sofia (Bulgarien), Galabov-Gymnasium ● Steinfurt, Herman-Emanuel-Berufskolleg ● Trogen (Schweiz), Kantonsschule Trogen ● Wiesbaden, Friedrich-List-Schule ● Würzburg, St.-Ursula-Gymnasium ● Yokohama, Deutsche Schule Tokyo Yokohama ● Zagreb/Kroatien, III Gimnazija ● Zürich, Kantonsschule Stadelhofen, Kantonsschule Zürich Nord

Chilbi, Dialekte und größere Höflichkeit

Christa Dürscheid arbeitet als deutsche Linguistikprofessorin an der Universität Zürich

Mehr Eigeninitiative“, das gefalle Christa Dürscheid an den Studenten in Zürich im Vergleich zu den Studenten, die sie in Deutschland unterrichtet habe. „Die Studierenden sind auf einem höheren Niveau, wenn sie an der Universität anfangen“, meint die Gewinnerin des Konrad-Duden-Preises 2020, der bedeutendsten Auszeichnung auf dem Gebiet der deutschen Linguistik. Sie forscht zur Gegenwartssprache, etwa zur Kommunikation in den neuen Medien oder zur Geschichte des Hashtags. Die Professorin an der Universität Zürich sieht die Studenten in der Schweiz gut vorbereitet. Grund dafür ist ihrer Meinung nach die Matura in der Schweiz. „Im Vergleich zum Abitur in Deutschland wird sie von weniger Schülern bestanden. Das macht sich unter anderem in der Mitarbeit bemerkbar, und die Studenten haben auch eine bessere Vorstellung, wie sie eine wissenschaftliche Arbeit entwerfen können.“

Christa Dürscheid wuchs in der Nähe von Offenburg in Baden-Württemberg auf. Das Abitur machte sie in Kehl und ging zwei Jahre an die Universität Freiburg, wo sie Deutsch, Französisch und Erziehungswissenschaften studierte. Sie wollte Lehrerin werden und wechselte fürs Hauptstudium, das heutige Masterstudium, nach Köln. Ihre Pläne änderten sich. „Ich war glücklicherweise zur rechten Zeit am rechten Ort. Als ich meinen Abschluss machte, bot mir einer meiner Professoren durch mein auffallendes Interesse an der Linguistik an, als Doktorandin zu arbeiten.“ Sie absolvierte die höchstrangige Hochschulprüfung, die zur Erteilung der Lehrberechtigung an Universitäten vorausgesetzt wird. „Mein Plan, an einer Schule zu unterrichten, rückte immer weiter in die Ferne.“ Gastaufenthalte in Tschechien, Ungarn und China folgten. 2002 bekam sie die Stelle als Professorin für deutsche Sprache an der Universität Zürich. Im ersten Jahr lebte sie weiterhin in Deutschland und pendelte.

2003 zog sie zusammen mit ihrem Mann und ihren zwei Kindern in die Schweiz. „Ich habe es optimal, meine Arbeit ist mein Hobby. Die Sprachwissenschaft und das Erforschen der deutschen Sprache mache ich mit ganz großer Leidenschaft, und ich kann das Ganze in der Schweiz machen.“ Sie publiziert Texte und Fachbücher. „Mein Traum, Romane zu schreiben, hat sich zwar nicht verwirklicht, jedoch verfasse ich viele Aufsätze und Bücher.“ Dürscheid merkt aber auch immer wieder, was für einen Einfluss ihr Beruf auf ihr Verhalten hat. „Da ich mich detailliert mit unserer Sprache auseinandersetze, analysiere ich ständig auch mich selbst beim Gebrauch meiner Sprache. Das verführt mich dazu, genauer auf alles zu achten. So sage ich beispielsweise zu einem Kollegen, dass ich in Fachbüchern auch gerne die Vorwörter lese – und denke sofort darüber nach, ob es nun Vorwörter oder Vorworte heißt.“

Mit Professoren anderer Universitäten hat sie am Projekt „What’s up, Switzerland?“ mitgewirkt. Bei ihrer Forschung verwendeten sie Whatsapp-Nachrichten, die von der Schweizer Bevölkerung in allen vier Landessprachen eingeschickt wurden. Dürscheid war mitverantwortlich für diese Datensammlung. Bei den deutschsprachigen Nachrichten befasst sie sich hauptsächlich mit dem Gebrauch von Emojis. „Wie oft kommen Emojis vor? Welche Funktion haben sie?“ Sie interessiert sich für das Schweizer Hochdeutsch und seine Unterschiede zum Hochdeutsch in Deutschland. „Damit meine ich nicht einmal die Dialekte. In den Schweizer Zeitungen zum Beispiel wird nicht die gleiche Standardsprache benutzt wie in Deutschland. Der Sprachgebrauch unterscheidet sich enorm.“ Das liegt unter anderem daran, dass in der Schweiz viele Wörter aus dem Französischen, wie Lavabo oder Cheminée, übernommen werden, die in Deutschland keine Verwendung finden. Ein Beispiel, das sie häufig antrifft, ist die Chilbi, was einem deutschen Jahrmarkt oder Rummelplatz entspricht. Ihr ist aufgefallen, dass der Dialekt auch außerhalb des privaten Umfelds eine größere Rolle spielt und stärker in die Standardsprache einfließt. „In der Schweiz ist der Dialekt alltäglich, außer während des Unterrichts.“

Ihren Tagesablauf bezeichnet Dürscheid als flexibel. Akribisch feilt sie an ihren Texten, bereitet Seminare vor, liest Unterlagen für Sitzungen, schreibt und beantwortet Mails. Oft schreibt sie auch an Gutachten zu Projektanträgen oder Masterarbeiten. „Zwischendurch mache ich eine kleine Pause, anschließend geht es so weiter bis zum Abend, dann essen wir zusammen.“ Von ihrem gemütlichen kleinen Büro im Deutschen Seminar der Universität Zürich blickt sie auf die Altstadt. Sie ist froh, dass der virtuelle Unterricht langsam ein Ende nimmt. „Ich habe den direkten Austausch mit den Kolleginnen und Kollegen und auch den Studierenden vermisst. Was meine Forschungen betrifft, gab es keinen wirklichen Unterschied. An meinen Büchern arbeite ich nämlich immer zu Hause.“

Dass sie schon in jungen Jahren in der Nähe der Schweiz gewohnt hat, heißt nicht, dass ihr Dinge nicht ungewöhnlich erschienen. „Ich bin Mitglied in einem Turnverein. Das war ich auch schon in Deutschland. Dort war es so, dass man allen nur kurz ein Hallo sagt, wenn man die Turnhalle betritt, und dann war das gut so. Hier in der Schweiz gibt man jeder Person die Hand und sagt dessen Namen dazu, wenn man sie begrüßt.“ Für sie war das anfangs ein Stress, da sie sich die Namen nicht merken konnte. „In der Schweiz lernt man schon als kleines Kind, dass es höflich ist, den Namen zu sagen, wenn man jemanden anspricht.“ Auch die eigene Meinung werde nicht so direkt ausgedrückt. Das war für sie anfangs eher mühsam. „Man muss am Anfang immer eine gute Atmosphäre schaffen, und erst dann darf man vielleicht etwas Kritisches sagen. In Deutschland ist man etwas direkter, was das angeht.“ Ihr gefällt die Kollegialität. „Jeder an seinem Arbeitsplatz wird respektiert, ob es die Professorin, die Sekretärin oder das Reinigungspersonal ist, spielt keine Rolle. Ich habe das Gefühl, dass es eine gewisse Wertschätzung für die anderen Menschen gibt. Ich empfinde das als sehr angenehm.“

Mateus Vontobel, Kantonsschule Zürcher Oberland, Wetzikon

Über Sprache

Rafik Schami und Arabistin Claudia Ott über die hohe Kunst des Erzählens.

Liveübersetzungen in Porto: Helena Topa lehrt das interessierte Studenten.

Was der Beruf für einen Einfluss hat: als deutsche Linguistin in Zürich.

Illustrationen Philip Waechter